

Sonntagsblatt

der Rheinischen Volkszeitung

Verantwortlich: Julius Cienne-Wiesbaden / Druck und Verlag von Hermann Rauch, Wiesbaden / Nachdruck aller Artikel verboten.

Nummer 21

Wiesbaden, den 18. April 1920

38. Jahrgang

Kirchl. Wochenkalender

Sonntag, 18. April:	Apollonia
Montag, 19. April:	Berner
Dienstag, 20. April:	Biktor
Mittwoch, 21. April:	Aufeln
Donnerstag, 22. April:	Soter und Cajetan
Freitag, 23. April:	Georg
Sonntag, 24. April:	Fidells

Zweiter Sonntag nach Ostern (Jesus, der gute Hirt)
Evangelium des hl. Johannes 10, 11-16.

In jener Zeit sprach Jesus zu den Pharisäern: Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben für seine Schafe. Der Mietling aber, der kein Hirt ist und dem die Schafe nicht zugehören, sieht den Wolf kommen, verläßt die Schafe und flieht; und der Wolf raubt und zerstreut die Schafe. Der Mietling flieht, eben weil er

Mietling ist und ihm an den Schafen nichts liegt. Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich, wie mich der Vater kennt und ich den Vater kenne; und ich gebe mein Leben für meine Schafe. Und ich habe noch andere Schafe, welche nicht aus diesem Stalle sind; auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören; und es wird ein Schafstall und ein Hirt werden.

Herr, du bist meine Zuversicht

Die Zeit zwischen Ostern und Himmelfahrt des Herrn zeigt uns den auferstandenen Heiland in seinem schönsten Lichte. Immer mehr von seiner Gottheit und seinen göttlichen Eigenschaften wird uns enthüllt. So auch heute. Er ist der ewige Hirt seiner Herde, der seine Schafe rein wäscht in seinem Blute.

1. „Ich bin der gute Hirt. Der gute Hirt gibt sein Leben hin für seine Schafe.“ Wer konnte das mit größerem Rechte von sich sagen als Jesus, der Heiland? Hat er sich nicht allem entäußert, seine besten Güter hingegeben, um seine Herde zu retten? Freude, Freiheit, Ehre, Recht, Gesundheit, Liebe, Leben, alles hat er auf seinem Kreuzwege verloren. Keinen Versuch hat er gemacht, sein Leiden abzumildern, oder sein Ende zu beschleunigen. Alles hat er durchgemacht, alles getragen. Selbst die irdische Verlassenheit, die für ein fein fühlendes Herz das Zurückbarste ist, hat er auf sich genommen. Alles für seine Herde! Ja, er war der gute Hirt.

Er will auch weiter der treue Hirt der Seelen sein. Millionen haben durch ihn das übernatürliche Leben wiedergefunden. Hat er nicht gerade jetzt wieder um die Osterzeit Tausende zu der Gemeinschaft mit ihm gebracht? Wundten die Beichtstühle reden, die in den katholischen Kirchen aufgestellt sind, und könnten erst die Kommunionbänke sprechen, wie gäbe das einen einzigen Hymnus des Preises auf Jesus, den Hirt der Seelen. Der erste Kommunionstag der Kinder, eine in Ruhe und Ueberlegung abgelegte reumütige Beichte, und jeder göttliche Kommunionstag, der zu treuer Berufserfüllung und zu Sturheit in den Schwierigkeiten des Lebens aneiferte, der über leidbeugte Seelen Kraft und Ergebung zum Tragen und Ausbarren ausgoß, ein gutes Buch, das die Vorsehung dir in die Hände gespielt hat, eine Mission oder Exerziten, die du mitmachen konntest, alles das sind ebensoviele Gnadenstage, wo Jesus, der gute Hirt, dir nahe war. Dann gab er „sein Leben für seine Schafe“, das übernatürliche, starke Leben der Gnade und Gottesgemeinschaft.

Ist es nicht oft auffallend, was wir in der Bekehrung so mancher Sünder erfahren, wie der göttliche Hirt dem Sünder nachgeht, wie er alles in den Dienst der Hirtenpflege stellt, wie oft unscheinbare Vorgänge dazu herhalten müssen, die Heimkehr vorzubereiten, Hindernisse aus dem Weg zu räumen und alles so zu lenken, daß die Beute des göttlichen Herzens von dem ausgeworfenen Netz erreicht wird?

Leset auch die Aufzeichnungen, die edle Konkortiten von ihrer Heimkehr in den einen Schafstall Christi, in den Schoß der katholischen Kirche, gemacht haben, wie ihnen die Liebe des guten Hirten nachgegangen ist, wie er ihnen schon im Elternhaus die Wege geordnet und das Fundament zum leichteren Eingehen auf die Forderungen der Kirche gelegt hat. Es ist oft während, wie diese Heimkehrer für diese Wege und Führungen nicht genug Worte der Dankbarkeit finden und die Ratschläge des Herrn bewundern.

2. Der gute Hirt Jesus beunruhigt sich um jede einzelne Seele, so wie er auch früher nicht bloß den Massen gepredigt hat. Jesus treibt Einzelseelsorge. Keine Seele ist ihm zu gering, ob sie im Gewande eines Bettlers oder mit fürstlichen Kleidern angetan dahergeht. Der aus der menschlichen Gesellschaft ausgestoßene Aussätzige, der 38-jährige Keanke, wie der reiche Pharisäer, der ihn zum Mahle eingeladen hatte, und der Hauptmann im römischen Heere, sie alle erfuhren die Hirtenpflege des guten Hirten Jesus.

Die Einwirkung auf die Massen, auf ganze Völker und Erdteile ist zwar auch heute noch Gegenstand der Liebe des guten Hirten. Die gewaltige Katastrophe des Weltkrieges muß, das sehen wir immer mehr, dazu dienen, die dem Christentum und seinen Forderungen abwendig gewordenen Kulturvölker der Lehre Jesu und seinen heiligen Geboten wieder zuzuführen. Danebenher läuft still und unsichtbar die Einzelseelsorge des guten Hirten, der sich die Seelen aussucht, sie heranzureifen läßt, daß sie Leuchter und Führer sein sollen zum Aufbau der menschlichen Gesellschaft, oder zur stillen bescheidenen Wirksamkeit im Heiligtum der Familie oder der köstlichen Mosegeschichte.

3. „Ich bin der gute Hirt und kenne die Meinen, und die Meinen kennen mich.“ Jesus schaut in das Innere jeder einzelnen Seele und kennt und sieht die Bereitwilligkeit, auf seine Weisungen einzugehen. Jeder einzelnen Seele hat er in dem großen Weltplan eine Rolle zugedacht, auch jetzt nach den gewaltigen Ereignissen der letzten Zeit. Dieser Gedanke ist überaus ehrenvoll für uns, aber auch voller Verantwortung. Denn es ist gefährlich, die Rolle, die Gott uns zugedacht, nicht anzunehmen, oder sie nicht ganz zu Ende zu führen. Gefährlich deshalb, weil unsere Rettung und ewige Befestigung aufs engste mit dieser uns zugedachten Rolle verknüpft ist. Weigern wir uns, unseren Posten auszufüllen, den uns Gott zu-

gewiesen, oder fällen wir ihn schlecht aus, hant gehen uns auch die uns zugedachten Gnaden verloren. Dann wären wir aber auf uns selbst angewiesen, und wir wissen ganz gut, daß dann unser ewiger Untergang besiegelt ist.

„Die Meinen kennen mich.“ Wer zu mir hält, wer schon längere Zeit mit mir in Verbindung steht, der weiß, was er an mir hat, der wird immer mehr inne werden, wie ihm die Kräfte wachsen, wie ihm Erfolge über Erfolge in den Schoß fallen, wie er „wie ein Kiesel geht, seinen Weg zu laufen.“ Wer einmal „gelosiet hat, wie lieblich der Herr ist“, der mag nichts mehr wissen von den schalen Freuden der Welt, der weißt alles weit von sich, was die Verbindung mit mir lockert, der läßt sich auch nicht entmutigen, wenn mein Dienst ihn ernüdet oder ihm hart ankommt, oder wenn Kreuz und Leid in überreichem Maße sein Anteil wird. Das Kreuz ist ja das Kennzeichen der Jüngerschaft des Herrn.

In diesen Tagen der schweren Heimfindungen steht Jesus, der gute Hirt mit mildem, gütigem Angesichte vor uns und läßt uns ein, ihm Gefolgschaft zu leisten, uns seiner Herde anzuschließen. Daß doch viele seine Einladung beachteten. Nur mit Jesus und in Jesus, mit seiner Gesinnung und seinem Beispiel kann die Prüfung überwunden werden. Ich bin der gute Hirt, ich, Jesus vom Karfreitag, ich mit meinen tausend Wunden und Striemen. Willst du nicht auch etwas für mich und um meinetwillen tragen? Ich habe weit schwereres um beinetwillen getragen.

Jesus, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens.

Herr, du bist meine Zuversicht.
Du lebst, auch ich soll leben.
Du wirst mir, wie dein Wort verspricht,
Unsterblichkeit einst geben.
Ich glaube dir und zweifle nicht.
Herr, du bist meine Zuversicht. (Osterlied)
Dve.

Die Gnade ist das Weizen, die Krone, das Vie und die Vollendung des Christentums. Kostbarer gibt es nicht in demselben. Ihre Würde ist so groß daß wir sie hienieden nicht begreifen; erst im Himmel werden wir ihren Wert eingestehen zu können wissen, wenn wir Gottes Schönheit und Güte vollmächtig zu Antlitz sehen, deren Abbild wir durch die heiligmachende Gnade im Herzen tragen.

M. Weisler, S. J.

von jedem...
 Frieda Sim...
 Eigene...
 Jahnged...
 Silber...
 Altpap...
 zum...
 haupt...
 Handlu...
 hochk...
 Schw...
 G...
 werden...
 Neu-E...
 setzen...
 Wlesha...
 Banach...
 Maschine...
 Maschine...
 Heißdamp...
 Oele...
 Aut...

Wort „Es werde!“ die Welt mit ihren vielfältigen Erscheinungsformen ins Dasein gerufen hat. Es gibt für ihn nur einen Gedanken, die ewig gleiche Materie mit ihrer Bewegung und ihren Gesetzen. Sie ist die Gestalt der physischen und der psychischen Erscheinungen, und zu ihr kehrt vereint alles zurück. Diese Gedanken finden wir gelegentlich auch in Poesie gekleidet. Ich gebe nur ein kurzes Beispiel:

„Wenn ich die Einheit aller Kraft mir gründlich überdenke,
 Der Kraft im Stoff, die alles schafft, Vertrauen kindlich schenke,
 Dann ahn' ich dich, Geist der Natur,
 Erkenne deines Wesens Spur.
 O Gott, Natur, Allwater!“

Wir Christen glauben an einen Schöpfer, der die Materie und durch sie die ganze Natur mit ihren wunderbaren Gesetzen geschaffen hat und sie noch durch seine Allmacht und Weisheit erhält. Dies vermögen wir auch aus der ganzen Erscheinungswelt zu beweisen. Es gibt eine Menge von Tatsachen, und zu diesen gehört auch das Dasein Gottes, welche nicht auf praktischem Wege dargetan werden können, weil sie der Erkenntnis durch die Sinne nicht zugänglich sind. Wir ergründen sie nur durch das Kausalitätsgesetz (Verhältnis von Wirkung und Ursache). Jede Erscheinung ist von irgend einer Ursache bewirkt worden. Wir fühlen die Luft, welche uns umgibt; wir sehen den Blitz usw. Dies alles geschieht nicht zufällig; es hat seine Ursachen. Es gibt aber auch Ursachen, die bloß aus den Wirkungen ersichtlich sind, z. B. meine Hand läßt einen Stein zur Erde fallen. Die Ursache des Fallens ist die Schwerkraft. Die Wirkung, das Fallen, haben wir vor Augen; die Schwerkraft aber können wir nicht sehen. Auch die übrigen Naturkräfte können wir nicht sehen; ebenso bleibt die Seele uns verborgen; sie ist die Ursache unseres Lebens, Denkens und Handelns, und daraus erkennen wir sie selbst. Aber nie wird ihr Wesen Sterblichen zugänglich werden. Es gibt ferner Ursachen, bei welchen man auf eine Intelligenz schließen muß. Man betrachte ein Buch, eine Maschine oder ein Bild, und man schließt sofort auf einen denkenden Menschen. Es gibt aber auch Ursachen, die wieder Wirkungen von anderen Ursachen sind. Ich friere, weil es kalt ist; es ist kalt, weil der Nordwind weht. Unser Wissensdrang verlangt nun die allerletzte Ursache von allem zu ergründen, welche von keiner anderen Ursache mehr abhängig ist, sondern den Grund des Daseins in sich selber trägt. Der Monist mußte also konsequenterweise bei der Betrachtung der Natur mit ihren ewig gleichen Gesetzen und ihrer wunderbaren Harmonie auf einen mit Intelligenz begabten, supernaturellen Uregrund schließen, um so die Rätsel des Lebens restlos zu lösen.

Allgemeines über den Monismus.
 Der Monismus ist kein Resultat moderner Wissenschaft; denn wir finden ihn schon bei der alten griechischen Philosophie. Thales von Milet, geboren 624 v. Ch., der erste Philosoph, dachte sich schon die Welt aus einem Urelement, dem Wasser, entspringen. (Er ist übrigens der Bearbeiter des Sonnenjahres von 365 Tagen.)

Monismus ist ja eigentlich das Postulat jeglichen philosophischen Denkens. In Deutschland begann die Ära des Monismus seit dem Jahre 1892 durch einen Vortrag des Professors Daeckel in Altenburg und der Begründung des Monistenbundes, dessen Vorsitz er bis vor längerer Zeit führte, wo ihn dann Professor Ostwald, Leipzig, im Präsidium ablöste. Charakteristisch ist: die Monisten haben kein positives Gemeingut. Was sie zusammenführt und zusammenhält, ist das negative Verhalten bezüglich eines Schöpfers und die bestimmte Ablehnung jeder dualistischen Weltanschauung. Nehmen wir einmal seine moralischen Konsequenzen. Seine Vertreter behaupten, daß alles, was geschieht, sich mit absoluter Notwendigkeit so vollziehen muß. Freie Willensentscheidung gibt es nicht. Das Bewußtsein von eigener Entscheidungsfähigkeit ist ein Irrtum, folglich ist niemand für seine Handlungen verantwortlich. Die Begriffe Gut und

Böse sind dann eine ganz sinnlose Unterscheidung. Was von mir oder durch mich geschieht, ist ja durch die gesamten äußeren und inneren Umstände festgelegt. Daß bei solcher Weltanschauung das sittliche Empfinden und die Achtung vor staatlicher und göttlicher Autorität auf das schlimmste gefährdet wird, braucht nicht erörtert zu werden. Ich las einmal einen Vers, der den Monismus treffend charakterisierte; er lautete:

„Mag auch, was ihr lehret und wißt, noch so richtig scheinen,
 Eius an eurer Rechnung ist dennoch nicht im reinen.
 Wärent ihr, in der Formel Baum alles aufzutragen,
 Daß der Stoff empfinden kann, könnt ihr doch nicht sagen.
 Kommt euch aber der Kalkül dabei schon abhandeln,
 Wird am sittlichen Gefühl vollends er zu schanden.“

Und Goethe sagt: „Das schönste Glück des Menschen ist, das Fortschliche zu erforschen und das Unerforschliche still zu verehren.“

Zum Schluß sollen noch die schönen Worte des Kirchenvaters Augustinus hier Platz finden. Es war in der schönen Seestadt Hippo, als er ausrief: „Wer ist mein Gott? Ich habe die Erde gefragt, und sie hat mir geantwortet: ich bin es nicht. Und alles, was die Erde enthält, gab mir diese Antwort. Ich habe das Meer gefragt, die Abgründe und alle Wesen, die darin leben, und sie haben mir geantwortet: Wir sind nicht dein Gott, suche ihn über uns. Ich habe den Hauch und die Winde gefragt und alle Bewohner der Lüfte, und sie haben mir gesagt: Anaximenes (ein griechischer Philosoph, der die Luft als den Ursprung aller Dinge betrachtete), hat geirrt; wir sind nicht dein Gott. Ich fragte die Sonne, den Mond und die Sterne, und alle haben mir wiederholt: wir sind nicht dein Gott, den du suchst. Dann sprach ich zu allen Wesen, die mich umgaben: Ihr habt mir gesagt, daß ihr nicht mein Gott seid, so saget mir nun etwas über ihn; und sie riefen mir wie aus einem Munde zu: dein Gott ist der, der uns geschaffen hat.“

Die Schreckensherrschaft der Bolschewisten in der Ukraine

Erlebnisse und Erinnerungen von Gregor Gola.

Parallel mit den unerhörten Lebensmittelpreisen gingen natürlich auch die Lohnsätze der Arbeiter und Sowjetbeamten. Wie hoch dieselben bereits Ende Juni 1919 waren, geht aus einer Aufstellung hervor, die der „Kommunist“ in Nr. 90 vom 26. Juni 1919 brachte:

Die Gehaltsätze für die Sowjet-Angestellten.

„Auf den Sitzungen der Vertreter der Gehaltsregulierungskommissionen der Volkskommissariate wurden die tarifmäßigen Gehaltsätze für die Mitarbeiter der Zentralen Sowjetbehörden ausgearbeitet. Laut Angaben der Abteilung des Volkskommissariates für Verpflegung übersteigen die Kosten allein für die Ernährung eines erwachsenen Menschen in Kiew den Betrag von 2200 Rub. im Monat. Die gesamten Ausgaben übersteigen 3000 Rub. im Monat. Die beratende Versammlung stellte 1700 Rub. fest als Basis eines halbhangrigen Lebensminimums (!).“

Alle Mitarbeiter der Sowjetbehörden sind in zwei Gruppen eingeteilt: in nichtkategorisierte und in kategorisierte. Zur ersten Gruppe gehören die Volkskommissare, deren Stellvertreter, die Mitglieder der Kollegien, hervorragende Spezialisten, die höhere Lehrerschaft, technisches, kaufmännisches, ärztliches und administratives Personal. Die Gehaltsätze für diese sind in den Grenzen von über 2950—4000 Rub. durch die Kollegien der Volkskommissariate, von über 4000 Rub. durch die gemischte Beratungs-

kommission der Volkskommissariate zu bestimmen. Für die kategorisierte Gruppe werden folgende Tariffätze festgesetzt: Spezialisten 2. Grades, Leiter von Unterabteilungen, Inspektoren, Revisoren, Inspektoren 2500—3000 Rub., monatlich, Sekretäre von Abteilungen, Buchhalter 2650—2750 Rub., Geschäftsführer, Sekretäre von Unterabteilungen, verantwortliche Magaziner 2500—2600 Rub., Kassierer, Rechnungsführer, Häuserbestätiger 2300—2450 Rub., Archivare, Korrespondenten, Kontoristen 2125 bis 2200 Rub., Maschinenschreiber 2025—2100 Rub., Registratoren, Expedienten 1925—2200 Rub., Vielfältiger, Chauffeur 1825—1900 Rub., Kuriere, Boten, Hausdiener, Austräger 1725—1800 Rub.

Die Mitarbeiter der Volkskommissariate können Gehalt auf Grund der Sätze anderer professioneller Verbände nicht empfangen. Die nichtkategorisierten Gruppen und einige Stufen der ersten Kategorie erhalten keinerlei Vergütung für Überstunden. Die beratende Versammlung wählte eine Delegation, welche beauftragt wurde, das Ergebnis der Beratung zur Kenntnis des Vorsitzenden des Sowjet-Volkskommissariates, Genossen Kotonowski, zu bringen und auf schnellste Verwirklichung dieser Gehaltsätze hinzuwirken.

Man beachte wohl, daß dies die Juni-Tarife sind, in welchem Monat die Lebensmittelpreise nach dem „Borba“ (Nr. 132 v. 25. Juni 19) sich wie folgt stellten:

Weizenmehl 1200—1500 Rub. das Pud, Roggenmehl 1000 Rub. das Pud, Schwarzbrot 24 bis 25 Rub., Weißbrot 32—35 Rub. das Pfund, Graupen 40 Rub. das Pfund, Hirse 24 Rub., Bohnen 23 Rub., Kartoffeln 8 Rub., 1 Kohlkopf 30 Rub., Rindfleisch 43 Rub., gesalzener Speck 140 Rub., Milch 75 Rub. ¼ Wedro, Linsen 40 Rub., Butter 150 Rub., Eier 70 Rub. zehn Stück, Salz 25 Rub. das Pfund, Sonnenblumenöl 90 Rub. das Pfund, Zucker 45—65 Rub., Seife 60 Rub. das Pfund, Mäntelchen 1200—1500 Rub., Stiefel 2200 Rub. das Paar, Manufakturwaren bis 700 Rub. per Arschin.

Der Wert der Produkte — ohne Zubereitung — für die tägliche Ernährung eines erwachsenen Mannes belief sich auf Grund der Festpreise für den tatsächlich empfangenen Anteil laut Kartensystem und auf Grund der Marktpreise für die ergänzenden Produkte, für einen schwerarbeitenden Mann (nach der Intendantur-Norm 1915) auf 68,87 Rub., für einen mit einer durchschnittlichen Intensivität tätigen Mann (Norm des Volkskommissariates für Gesundheitswesen) auf 65,24 Rub. nach Bekanntmachung vom 14. Juni 1919. Drei Tage später wurden diese Sätze schon auf 74,58 Rub. für Schwerarbeiter, 70,08 Rub. für Durchschnittsarbeiter erhöht. Am 25. Juni 1919 aber teilte der „Borba“ schon mit, daß die Kosten der täglichen Ernährung eines erwachsenen arbeitenden Menschen laut offiziellen Daten die Höhe von 121,10 Rub. ohne Zubereitung erreicht hätten.

Die gleiche Zeitung brachte auch wenig Tage zuvor eine Notiz, wonach im Chersoneser Gouvernement den Erntearbeitern 300 Rub. pro Tag bei voller Beschäftigung gezahlt würden.

Ergänzend sei auch noch erwähnt, daß bei dem Holzreichtum Russlands in Kiew 1 Pud (= 16,38 kg) Brennholz bis auf 150 Rub. stieg, ein Kubikfaden auf 28—30000 Rub.

Beim gegenwärtigen deutschen Valuta-Tiefstand ist es wohl nicht uninteressant, zu erfahren, wie es in dieser Hinsicht in der Ukraine steht. Schon im Mai 1919 wurden für den Silberrubel 35 Papierrubel geboten, für ein Fünfrubelstück in Gold 225 Papierrubel. Der Kurs des französischen Kommandos in Odesa war folgender: 1 Rub. = 20 Cts., 1 M. = 1,60 Rub., 1 österr. Krone = 0,66 Rub. Zurzeit der Abfahrt des Verfassers aus Rußland, Anfangs Dezember vorigen Jahres, stand die deutsche Mark in Kiew auf 10 Rubel, in Odesa sogar auf 16 Rubel!

Der erstaunte Leser wird nach diesen Mitteilungen sich fragen, wie die Ukrainer bei solcher Teuerung überhaupt noch leben können. Wie wir bereits angedeutet haben, werden allerdings sehr viele Menschen vor Hunger dahin-

Aber ach, auch das Sterben ist schon ein Luxus geworden, denn die Beerdigungskosten sind für die trauernden Hinterbliebenen oft unerschwinglich. Sie belausen sich bei ganz bescheidenen Ansprüchen für Sarg, Leichenwagen, Geistlichen und Totengräber auf 5000 Rubel, von Kränzen und Grab schmuck garnicht zu reden.

Im übrigen sorgt die Sowjetregierung für Papiergeld in wahrhaft rühriger Weise. Ihre Rotenpressen speien Tag und Nacht das wenig begehrteste „Volschewitengeld“, das eben nur solange im Lande in Zahlung genommen wird, als die Rote Armee tonangebend ist. Jedoch selbst mit diesen wertlosen Papierseken treiben die kommunistischen Machthaber den armen Volke gegenüber eine schlaue Politik. Sie geben den Bauern und Arbeitern reichlich Gelegenheit, recht viel von jenem papiernen Mammon zu sammeln. Kommt eine andere Macht ins Land, wie beispielsweise die freiwillige Armee, so wird natürlich das Sowjetgeld annulliert, wodurch mancher ins Lager der Volschewiken abwandert, wo seine fauer verdienten Schätze besser gewürdigt werden.

Man darf schließlich auch nicht vergessen, daß es der Moskauer Gewaltregierung direkt um den Ruin Rußlands und näherhin in der Ukraine zu tun ist. Lenin hat ja bekanntlich den Satz aufgestellt: „Die erste Pflicht des bolschewistischen Sozialismus besteht darin, die Niederlage des eigenen Vaterlandes herbeizuführen.“

Die bittere Not zwingt viele Leute, alle entbehrlichen Gegenstände ihres Hausrates auf den Bazaren zu Geld zu machen, damit sie ihr Leben weiter fristen können. Die Schaar der Bettler ist erschreckend groß. Auf den Knien liegend, mit hochgehobenen Händen, flehen sie mit herzzerreißender Gebärde die Passanten auf den Straßen um ein Stückchen Brot an. Wo aber ist die bolschewistische Organisation, die sich dieser Armut annimmt? Man wird sie in ganz Rußland vergeblich suchen. Und doch werden diejenigen, die all das Elend verschuldet haben, nicht müde, sich als die Retter des hungernden Proletariates aufzuspielen.

(Fortsetzung folgt.)

Wäre es möglich, daß Bernhard Römer krank im Pachtthause läge?

Nein, o nein, der würde doch im Herrernhause sein, in der Pflege seiner Mutter!

Karolas Augen wandten sich, ihren seltsamen Gedanken folgend, dem Schlosse zu, das sie ganz überblicken konnte.

So bemerkte sie, daß sämtliche Läden geschlossen waren. Frau Römer hatte also Politz verlassen.

Wenn aber die Schloßherrin nicht zu Hause war — und er — ihr Sohn — das etwa nicht gewußt, ja, dann hätte er, von plötzlicher Krankheit ergriffen, wohl zunächst Hilfe im Pachtthause gesucht.

Karola seufzte tief auf.

Es war niemand, der ihr Antwort auf ihre Fragen und Vermutungen gab, bis sie endlich tröstend sagte:

Warum sollte Frau Bedert es mir verheimlicht haben, wenn Bernhard Römer ihr Kranker wäre, um den sie sich sorgten?

Frau Kommerzienrat Römer hatte es in den zwei Jahren ihres Aufenthaltes auf Politz reichlich zu erfahren gehabt, daß Geld und Gut an und für sich nicht glücklich machen.

Wohl hatte sie anfangs darauf getrotzt, es sich wohl sein lassen zu wollen auf ihren Geldsäcken, wie das die Welt ihr nachgesagt, allein nur zu bald war ihr das vergällt worden.

Nicht, daß sie die Schuld zunächst in sich gesucht, daß sie es empfunden, daß ihr Mammon ungerecht sei, ihre Anklagen gälten Mann und Sohn und der falschen, trügerischen Welt.

Es war schrecklich, daß man sie mied, daß die Häuser sich ihr verschlossen, die es sich früher zur Ehre geschämt, mit den Römern zu verkehren; besonders boshaft und niederträchtig aber waren die Goldsteins und Daliber.

Die Frau Kommerzienrat wußte sehr gut, daß es der Einfluß und das Verhalten dieser waren, die über den Bankrott des Hauses Römer nicht Gras wachsen und ihren Mann nicht zum Vergleich mit seinen Günstigern kommen ließen.

Datte sie doch gesehen, daß alle die jetzt so tugendhaft sich stellenden Leute bei hundert ähnlichen Gelegenheiten sich nichts weniger als skrupellos gezeigt hatten und manch bankrotter Mann, nachdem er sich arrangiert — und wieder emporgehoben, nicht zu fürchten gehabt hatte, daß seine glänzenden Feste ohne Gäste blieben.

O, und trotz ihrer Feinde und Hasser würde es auch ihnen gegliückt sein, wieder zu Ansehen und Ehren zu kommen ohne die Borniertheit ihres Sohnes und die Kopfslosigkeit ihres Mannes.

Frau Römer wollte nicht auf die Torheit Bernhards zurückkommen, Janny Goldsteins Hand ausgeschlagen und damit diese Menschen sich zu Feinden gemacht zu haben; sie haßte die Goldsteins jetzt zu sehr, um es noch recht bedauern zu können, daß das schreckliche Weib, die Janny, nicht ihre Tochter geworden, auch nicht, daß ihr Mann im Schreck über den plötzlichen Zusammenbruch des Hauses und der wüsten Drohungen und Beschimpfungen, die sich wider ihn erhoben, den Kopf verloren und sie, just wie sein Sohn, sie hatte nötigen wollen, alles in den gähnenden Mordgrund seiner Schulden zu werfen; sie verurteilte nur, daß Bernhard an der verrückten Idee festhielt, sich sein Brot durch seinen Binsel zu erwerben — war doch sogar das Gerücht zu ihr gedrungen, daß er in München im grauen Mittel auf offener Straße einem Krämer sein Schild gemalt — und ihr Gatte ihr keine Kunde weder von seinem Ergehen, noch von seinem Ausenthalte zukommen ließ.

Freilich hatte er sich verborgen zu halten, da seine Gläubiger, vom alten Goldstein aufgestachelt, noch immer darauf ausgingen, ihn festzusetzen. Aber ein kluger Mann, wie er doch immer gewesen, wußte doch Mittel und Wege genug zu finden, ihr Nachricht von ihm zukommen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Ehre

15)

Erzählung von Hebeatis.

Wohl hatte Karola am nächsten Morgen einige freundliche Zeilen der Entschuldigung an Magda geschrieben, auch ihren Besuch bei der Jugendfreundin angekündigt, allein ausgeführt hatte sie ihn nicht, und Magda hatte den ihrigen nicht wiederholt.

Ob sie auch das Wort in ihrer Seele festgesetzt, das Janny bei dieser Gelegenheit gesprochen, daß Bernhard Römer eine Liebchast mit der Pächterstochter gehabt?

O, es gehörte so wenig dazu, Karola mißtrauisch zu machen!

Allein, heute waren alle jene Schatten in der Sehnsucht nach den alten schönen Tagen untergegangen, wo Politz noch den Dalibern gehörte und sie mit Magda ein Herz und eine Seele war.

Ja, ob sich Karola auch erinnern konnte, je ein häßliches Wort oder irgendwelche Unart an ihrer einstigen Gespielin entdeckt zu haben?

Nein, Magda war immer viel lieber, einfacher und bescheidener als sie gewesen. Und hatte sie sich nicht den klaren, unschuldigen Kinderdopf bewahrt bis auf den heutigen Tag?

Magda würde sich die Wahrheit nie haben verschleiern lassen und tapfer für sie eingestanden sein.

Und jetzt gesellte sich zu Karolas Verlangen nach der alten Heimat auch noch das der Jugendfreundin.

Wenn sie ihren Schritt beschleunigte, kam sie vor der Dämmerung des frühen Abends nach dem Pachtthofe, und ein gutes Stück heim oder ganz heim brachten sie die Pächterskinder auf dem Milchwägelchen.

So ging Karola denn zu und die rasche Bewegung tat ihr gut; ihre zarten Wangen röteten sich, und da war auch schon Politz erreicht.

Nur noch etwa dreißig Schritte, und Karola stand vor dem Pachtthofe.

Da rollte ein offener Wagen an ihr vorüber. Es war Pächter Bedert's Kalesche, aber der Insasse war keiner aus der Pächtersfamilie, sondern der alte Doktor Merten aus Kronstadt.

O, sollte einer von Bedert's krank geworden sein, daß man einen Wagen zum Arzt geschickt hatte?

Fräulein von Dalib beschleunigte ihre Schritte, allein als sie das Pachtthaus erreichte, war der Doktor schon ausgestiegen und hineingegangen und der Kutscher daran, die Pferde abzuschirren — wahrscheinlich sollten zur Rückfahrt frische genommen werden.

Karola zögerte einen Augenblick. Sollte sie den Kutscher ansprechen?

Doch nein. Sie trat lieber sofort in das Haus. Es hatte sie keiner bemerkt, und als

sie an die Tür zur Rechten pochte, die, wie Karola wohl wußte, in das gemeinsame Wohnzimmer führte, erhielt sie keine Antwort.

So war es wohl leer. Leise öffnete Karola die Tür und schaute hinein.

Es war niemand darin, wie sie vermutet, doch glaubte sie im Nebengemach, einer sogenannten Vorratsstube, sich etwas regen zu hören.

„Magda!“ rief sie daher mit erhobener Stimme, und ihr Rufsen hatte Erfolg — die Pächterin trat aus dem anstößenden Zimmer. Kam's Karola nur so vor oder hatte Frau Bedert wirklich ein verstörtes Aussehen.

„Es hörte niemand mein Klopfen, so trat ich näher“, sagte Karola. „Voffentlich steht alles gut bei Ihnen, ich sah Doktor Merten vorfahren.“

„Ach, Fräulein von Dalib, ja, wir sind augenblicklich in Sorge, wenns auch keinen aus der Familie betrifft; ein Krankes haben wir seit heute, und da Magda just mit ihm zu tun hat, so kann ich sie leider nicht herbeirufen, so leid es ihr auch sein wird, Sie nicht zu sehen.“

Jetzt war der Ton wohl der alte herzliche, den Karola an der Pächterin gewohnt war; — aber als sie gleich darauf hinzusehte: „Ich war dabei, nach altem Leinenzug zu sehen, daß der Doktor zu haben wünschte“, so erfaß Karola doch, daß sie störte — also nicht willkommen war, was ihr im Pachtthause noch nie geschehen.

Unwillkürlich wurde sie empfindlich:

„Bitte, lassen Sie sich durch mich nicht abhalten, ich wollte nur einen Augenblick hereinsehen, mein Spaziergang wurde länger ausgedehnt, als ich beabsichtigte, und der Abend dämmert bereits. Grüßen Sie Magda und leben Sie wohl — und baldige Besserung für ihren Kranken!“

Karola reichte der Pächterin flüchtig die Hand und wandte sich zum Gehen — und diese machte auch keinen Versuch, sie zu halten.

Als Karola den Pachtthof hinter sich hatte, schritt sie langsamer.

Nein, von der Familie konnte keiner krank sein, die Pächterin hätte keine Unwahrheit gesagt.

Aber einer von den Dienstleuten war ihr Krankes auch nicht. Sonst hätte Frau Bedert gesprochen:

Der Christian oder die Lisel ist krank — oder wie Knecht und Magd sonst hießen. Es mußte also etwas Besonderes sein. O ja, sonst würde sie auch gebeten worden sein, nicht zu gehen, bis Magda sich frei gemacht.

Karola wußte selber nicht, aber ein eigenbanges Gefühl hatte sich ihrer bemächtigt.